

mtb



ROBYN CARR

GEMEINSAM STARK

IN
Virgin River

ROMAN



NETFLIX

EIN NETFLIX
ORIGINAL

Netflix is a registered trademark of Netflix, Inc. and its affiliates. Artwork used with permission of Netflix, Inc.

Zum Buch

Ellie lässt sich nicht unterkriegen. Als ihr Exmann ihr die Kinder wegnimmt, um sich an ihr zu rächen, ist sie entschlossen, nicht aufzugeben. Doch damit sie ihre Kleinen wieder in die Arme schließen kann, braucht sie einen neuen Job. Da kommt ihr die Stellenanzeige aus Virgin River wie ein Wink des Himmels vor. Pfarrer Noah Kincaid sucht eine Kirchensekretärin. Auch wenn sie als ehemalige Stripperin nicht die perfekte Kandidatin zu sein scheint, engagiert Noah sie. Während der gemeinsamen Arbeit fühlt Ellie sich immer mehr zu ihm hingezogen. Aber kann sie mit ihrer Vorgeschichte wirklich die Frau an seiner Seite sein?

Zur Autorin

Seit Robyn Carr den ersten Band ihrer gefeierten Virgin-River-Serie veröffentlichte, stehen ihre Romane regelmäßig auf der Bestsellerliste der New York Times. Auch ihre herzerwärmende Thunder-Point-Reihe, die in einem idyllischen Küstenstädtchen spielt, hat auf Anhieb die Leserinnen und Leser begeistert. Robyn Carr hat zwei erwachsene Kinder und lebt mit ihrem Ehemann in Las Vegas.

Lieferbare Titel

In der Virgin-River-Serie sind u. a. erschienen:

Neubeginn in Virgin River
Wiedersehen in Virgin River
Happy End in Virgin River
Wintermärchen in Virgin River
Ein neuer Tag in Virgin River
Verliebt in Virgin River
Zurück in Virgin River

In der Thunder-Point-Serie sind u. a. erschienen:

Vereint in Thunder Point
Schicksalsstürme in Thunder Point
Rosenduft in Thunder Point

Robyn Carr

Gemeinsam stark in Virgin River

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Barbara Minden



MIRA® TASCHENBUCH

Copyright © 2021 für die deutsche Ausgabe by MIRA Taschenbuch
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

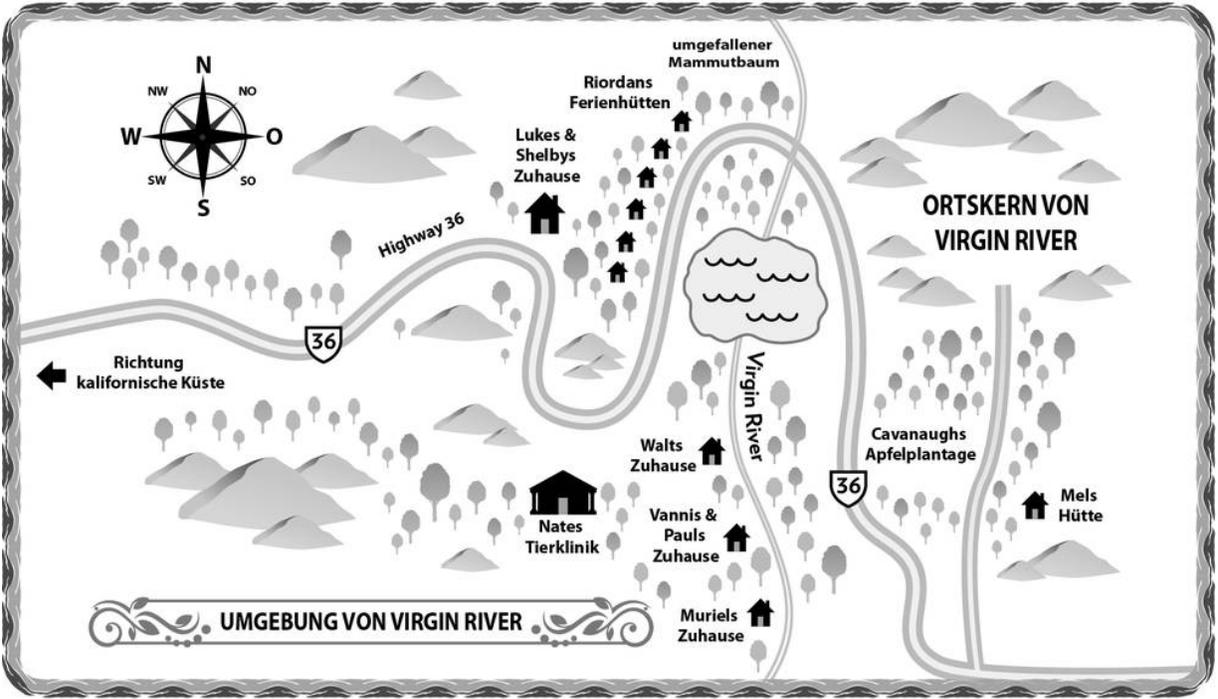
© 2010 by Robyn Carr
Originaltitel: »Forbidden Falls«
Erschienen bei: MIRA Books, Toronto
Published by arrangement with
HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V. / SARL

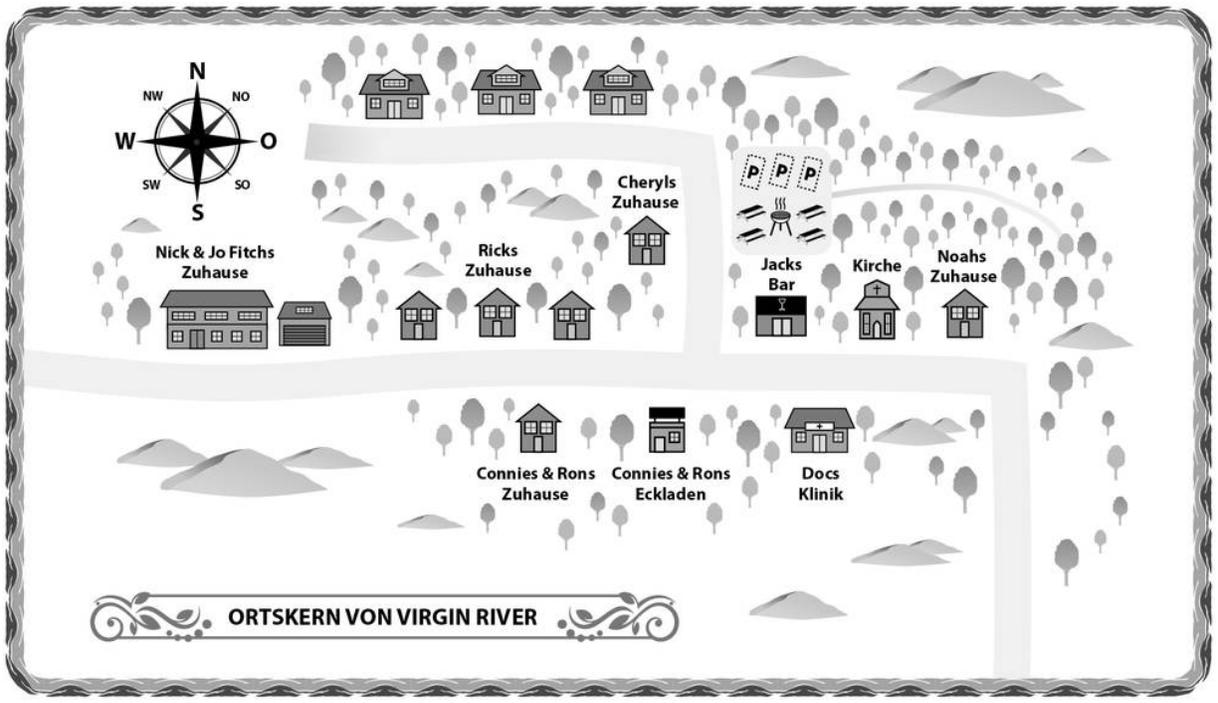
Covergestaltung: bürosüd, München
Coverabbildung: www.buerosued.de
E-Book-Produktion: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN E-Book 9783745752519

www.harpercollins.de

Werden Sie Fan von MIRA Taschenbuch auf [Facebook!](https://www.facebook.com/MIRA.Taschenbuch)





ORTSKERN VON VIRGIN RIVER

Dieses Buch widme ich meiner Tochter und besten Freundin, Jamie Lynn. Danke, dass du so ein wundervoller Mensch bist. Ich bin unglaublich stolz auf dich.

1. KAPITEL

Der kürzlich ordinierte Pfarrer Noah Kincaid vertrieb sich die Zeit im Internet und entdeckte dabei durch Zufall, dass eine Kirche über eBay versteigert werden sollte. Die Kirche befand sich in Virgin River – einem kleinen Ort, von dem Noah vorher noch nie gehört hatte. Er lachte über die verrückte Idee, eine Kirche im Internet zu versteigern. Andererseits faszinierte ihn das Angebot aber auch. Er wartete zwar gerade darauf, dass man ihm eine eigene Gemeinde zuwies, fand allerdings, es könne nicht schaden, sich diese Kirche und den Ort einmal persönlich anzuschauen. Und wenn es nur dazu diente, dass er einmal aus der Stadt herauskam und etwas anderes sah. Außerdem hatte er gehört, dass es im nördlichen Kalifornien sehr schön sein sollte.

Das Erste, das ihm auf der Reise auffiel, war die überwältigende Schönheit der Berge, der Mammutbäume und der Flüsse. Das Städtchen selbst wirkte ein wenig heruntergekommen, und die Kirche war in Wirklichkeit nur eine Ruine. Dennoch herrschte in diesem Ort eine friedliche und unkomplizierte Atmosphäre, der sich Noah nicht entziehen konnte. Alles wirkte so frisch und einfach.

In dem kleinen Städtchen nahm man von ihm nicht groß Notiz. Noah fiel auf, dass die männlichen Bewohner entweder militärisch kurz geschnittene Haare hatten oder Pferdeschwanz und Bart trugen, wie die Fischer, mit denen Noah im Laufe der Jahre zusammengearbeitet hatte. Noah fügte sich nahezu nahtlos in das Bild ein. Seine Stiefel waren abgewetzt, seine Jeans verwaschen und an einigen Stellen durchgescheuert, und sein Hemd war an Kragen und

Manschetten völlig zerschlissen und wurde an den Ellbogen schon recht fadenscheinig. Sein schwarzes, inzwischen viel zu langes Haar reichte ihm bereits bis über den Hemdkragen. Sobald er eine eigene Gemeinde bekäme, würde er als Erstes zum Friseur gehen und sich die Haare schneiden lassen. Das hatte er sich fest vorgenommen. Doch im Augenblick passte er genau hierher und sah aus wie andere Arbeiter eben auch nach einem harten Tag Arbeit aussahen. Er war genauso fit und gebräunt wie diejenigen, die seit Jahren als Fischer oder Hafenarbeiter arbeiteten, Netze flickten oder täglich den tonnenschweren Fang mit der Kraft ihrer Hände einholten.

Die Kirche war leicht zu finden. Noah benötigte nicht einmal einen Schlüssel, um hineinzugelangen. Der Haupteingang war zwar zugenagelt und die Kirche wirkte wie seit Jahren verlassen, aber die Tür im Seitenschiff war nicht abgeschlossen. Das Innere der Kirche stand, bis auf den Müll, den irgendwelche Besucher im Laufe der Zeit hinterlassen hatten, leer. Vor die zerbrochenen Fenster hatte man Holzlatten angebracht. Als Noah in den Altarraum gelangte, entdeckte er jedoch eine umwerfende Glasmalerei auf einem Kirchenfenster, das zum Schutz von der Außenseite her mit Brettern verschalt war. Es war völlig unbeschädigt.

Später schaute er sich die Gegend um die Kirche herum an. Das dauerte nicht lange. Er trank einen Kaffee in dem einzigen Laden, in dem es etwas zu essen gab, und schoss noch ein paar Fotos mit seiner Digitalkamera, bevor er wieder nach Hause fuhr. Als er wieder in Seattle war, nahm er Kontakt zu der Frau auf, die die Kirche über eBay versteigerte. Sie hieß Hope McCrea. »Diese Kirche ist schon seit Jahren dicht«, klärte sie ihn mit heiserer Stimme auf. »Diese Stadt lebt seit vielen Jahren ohne ein Gotteshaus.«

»Aber Sie sind sich sicher, dass die Stadt eines braucht?«, wollte Noah von ihr wissen.

»Nicht ganz sicher«, antwortete sie ihm. »Aber ein bisschen Religion kann verflucht noch mal nicht schaden. Die Kirche muss entweder wieder für Gottesdienste genutzt oder dem Erdboden gleichgemacht werden. Eine leer stehende Kirche bringt Unglück.«

Darin stimmt Noah völlig mit ihr überein.

Obwohl er sehr mit der Arbeit in der Schule, in der er unterrichtete, beschäftigt war, gingen ihm Virgin River und die Kirche nicht mehr aus dem Kopf.

Er erzählte seinen presbyterianischen Vorgesetzten von der Idee, die Kirche zu kaufen, und erfuhr, dass man dort bereits von der Existenz dieser Kirche gehört hatte. Noah zeigte ihnen die Fotos. Alle Anwesenden stimmten mit ihm in seiner Beurteilung das mögliche Potenzial der Kirche betreffend überein. Der Gedanke, einen ihrer Pfarrer dorthin zu entsenden, erschien ihnen ausgesprochen reizvoll. Virgin River hatte genau die richtige Größe für eine neue Kirchengemeinde. Darüber hinaus gab es außer dieser kleinen Kirche keine weiteren Kirchen in der Stadt. Allerdings würde die Restaurierung vermutlich ein Vermögen kosten, von der Ausstattung ganz zu schweigen. Die Presbyterianer sahen keine Möglichkeit, das entsprechende Budget dafür aufzutreiben. Sie dankten Noah aufrichtig für die Anregung und versprachen ihm, bald eine andere Gemeinde für ihn zu finden.

Die Presbyterianer wussten nicht, dass Noah erst kürzlich zu etwas Geld gekommen war. Für ihn ein kleines Vermögen. Er war fünfunddreißig und hatte seit seinem achtzehnten Lebensjahr immer nur gearbeitet und studiert. Während seiner Zeit an der Universität hatte er nebenbei auf Bootswerften, in Hafenanlagen und auf Fischmärkten im Hafen von Seattle geschuftet, um sich sein Studium zu

finanzieren. Doch im vorigen Jahr war seine Mutter gestorben und hatte ihm, zu seiner großen Überraschung, ein ansehnliches Erbe hinterlassen.

Also bot Noah seinen Vorgesetzten an, die finanziellen Mittel für die Renovierung des Gotteshauses zu stiften, wenn sie ihn dafür zum Pastor dieser Gemeinde ernannten. Sein Vorschlag wurde begeistert aufgenommen.

Bevor Noah den Vertrag unterschrieb, rief er seinen besten Freund an, den Mann, der ihn dazu überredet hatte, Pastor zu werden. George Davenport dachte, Noah hätte den Verstand verloren. George war ein ehemaliger presbyterianischer Pfarrer im Ruhestand. Er hatte die letzten fünfzehn Jahre an der Pacific University von Seattle gelehrt. »Ich hätte tausend bessere Ideen, womit du dein Geld verschwenden könntest«, sagte George. »Fahr nach Las Vegas und setze alles auf Rot. Oder finanziere dir eine eigene Missionsstation in Mexiko. Falls diese Menschen wirklich einen Geistlichen brauchten, hätten sie sich längst einen gesucht.«

»Witzig, dass diese Kirche dennoch immer noch völlig ungenutzt in Virgin River herumsteht, als ob sie auf ihre Wiederbelebung warten würde. Es muss doch einen Grund geben, dass sie ausgerechnet *mir* zufällig auf eBay aufgefallen ist«, erwiderte Noah. »Ich war vorher noch nie auf eBay.«

Nach langem Hin und Her lenkte George schließlich ein. »Wenn die Bausubstanz des Gebäudes prinzipiell noch gut und der Preis in Ordnung ist, könnte es vielleicht klappen. Du könntest diese großzügige Spende steuerlich absetzen. Und die Chance, in einer winzigen, armen Gemeinde irgendwo in den Bergen und ohne Handyempfang als Pastor zu wirken, scheint mir für dich gerade richtig.«

»Noch gibt es dort keine Gemeinde, George«, erinnerte ihn Noah.

»Dann musst du dir eben eine suchen, mein Sohn. Falls jemand dazu in der Lage ist, dann du. Du bist für so etwas geboren. Verstehe mich nicht falsch, ich rede hier nicht von deiner DNA oder deinen Genen, sondern von deinem angeborenen Talent. Ich habe dich beim Fischeverkaufen beobachtet und dachte mir immer, dass da noch mehr dahintersteckt. Geh - wenn es das ist, was du willst. Öffne Türen und Herzen und gib alles, was du zu bieten hast. Außerdem bist du der einzige Pfarrer, den ich kenne, der überhaupt ein paar Cent in der Tasche hat.«

Noah unterschrieb also den Vertrag mit den Presbyterianern und hoffte, dass sich seine Mutter nicht im Grab umdrehte. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, sie hatte ihn heimlich ermutigt, als er vor Jahren fest entschlossen gewesen war, dem theologischen Seminar den Rücken zu kehren. Und sie hatte allen Grund dazu gehabt. Noahs Vater war ein mächtiger, halbprominenter Fernsehprediger - und ein eiskalter Kontrollfreak. Seinetwegen war Noah von zu Hause weggegangen - etwas, was seine Mutter nicht hatte tun können.

Wenn ihm jemand vor siebzehn Jahren, als er vor seinem Vater geflohen war, gesagt hätte, dass er selbst eines Tages einmal als Pfarrer arbeiten würde, hätte er ihn ausgelacht. Und jetzt war er nicht nur Pfarrer, er wollte auch diese Kirche. Diese Ruine einer Kirche in dieser unkomplizierten, friedlichen kleinen Stadt in den Bergen.

Einige Wochen später saß Noah in seinem zwanzig Jahre alten blauen Ford Kombi und zog seinen fünfzehn Jahre alten Wohnwagen, der für die nächste Zeit sein Zuhause sein würde, bis nach Nordkalifornien hinter sich her. Zwischendurch und bevor er unter den hohen Bäumen in den Bergen keinen Empfang mehr haben würde, rief er mit seinem Handy bei George im Büro an. »George, ich bin auf dem Weg nach Virgin River.«

»Und, mein Junge, wie fühlst du dich?« George konnte das leise Lachen in seiner Stimme kaum verbergen. »Fühlt es sich an wie das Geschäft deines Lebens oder eher so, als würdest du in wenigen Tagen völlig abgebrannt auf der Straße sitzen?«

Noah lachte. »Weiß ich noch nicht so genau. Vermutlich werde ich dir diese Frage erst beantworten können, wenn die Kirche wieder in einem präsentablen Zustand ist. Aber, falls es mir nicht gelingt, eine Gemeinde zu gründen, bin ich schneller wieder in Seattle und verkaufe Fisch, als mir lieb ist.« Er bezog sich damit auf seinen ehemaligen Job auf dem Fischmarkt von Seattle. Er hatte im wahrsten Sinne des Wortes mit großen Fischen zu tun gehabt. Es war ihm vorgekommen wie ein nicht enden wollendes Theaterstück. Dabei hatte George ihn entdeckt. »Ich werde sofort mit den Instandhaltungsmaßnahmen beginnen und hoffe, dass das Presbyterium mich nicht im Regen stehen lässt, falls niemand zu den Messen erscheint. Ich meine, soweit man der Kirche vertrauen kann ...«

George beantwortete diesen Kommentar mit einem herzhaften Lachen. »Das sind die Letzten, denen man trauen sollte. Diese Presbyterianer denken zu viel! Ich weiß, dass mir die Idee zuerst auch nicht besonders gefiel, Noah, aber ich wünsche dir viel Erfolg. Ich bin stolz auf dich, weil du die Gelegenheit beim Schopf packst.«

»Danke, George. Wir bleiben in Verbindung.«

»Noah«, sagte George diesmal in einem ernsten Tonfall. »Viel Glück, mein Sohn. Ich hoffe, du findest, wonach du suchst.«

Noah traf am ersten Juli mit seinem Wohnwagen in Virgin River ein und steuerte schnurstracks auf die kleine Kirche zu. Vor dem Gebäude parkte ein großer alter Jeep, dessen Reifen mit Schlamm verschmiert waren. Daneben wartete

eine winzige alte Frau mit drahtigen weißen Haaren, einer dicken Brille und einer Zigarette, die an ihren Lippen festzukleben schien. Sie trug große Turnschuhe, die aussahen, als seien sie noch nie weiß gewesen, und trotz der sommerlichen Temperaturen ein Jackett mit eingerissenen Taschen. Noah stellte seinen Wagen ab und stieg aus. Die Frau trat die Zigarette aus. Die Lady gehört vermutlich zu den sagenhaften Schönheiten dieser Stadt, dachte er ironisch.

»Sie sind vermutlich Pfarrer Kincaid?«, fragte sie.

Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, hatte sie wohl einen feineren Pastor erwartet, kam es Noah in den Sinn. Vielleicht einen, der Kakihsen und ein ordentlich gebügeltes weißes Oberhemd trug? Und polierte Slipper? Einen Pfarrer mit ordentlich geschnittenen Haaren? Oder wenigstens frisch rasiert? Noahs Haare waren zottelig, sein Bart stoppelig, und auf seiner Jeans gab es ein paar Motorölflecken, das Resultat eines unfreiwilligen Halts vor ungefähr hundert Kilometern, als er seinen Kombi hatte reparieren müssen. »Mrs McCrea«, begrüßte er sie und reichte ihr die Hand.

Sie schüttelte sie kurz und übergab ihm die Schlüssel. »Willkommen. Möchten Sie eine Führung?«

»Brauche ich Schlüssel?«, fragte er. »Bei meinem letzten Besuch war das Gebäude nicht abgeschlossen. Ich habe mir die Kirche schon einmal etwas genauer angesehen.«

»Sie haben sie schon gesehen?«, fragte die Frau offensichtlich überrascht.

»Ja. Ich war kurz hier, bevor ich im Namen der presbyterianischen Kirche ein Gebot abgegeben habe. Die Tür war nicht abgeschlossen, deshalb bin ich einfach hineingegangen. Meine Vorgesetzten benötigen von Ihnen lediglich eine Bestätigung des Statikers, dass die

Bausubstanz der Kirche grundsätzlich noch in Ordnung ist. Ich habe ihnen bereits eine Menge Fotos gezeigt.«

Hope McCrea schob sich die übergroße Brille auf der Nase zurück. »Sind Sie wirklich Pastor oder arbeiten Sie vielleicht als Geheimagent?«

Er grinste sie an. »Haben Sie geglaubt, die Presbyterianer kaufen die Katze im Sack?«

»Das dachte ich tatsächlich, weil ich mir nichts anderes vorstellen konnte. Gut, wenn damit alles geklärt ist, lassen Sie uns doch zu Jacks gehen – es ist Zeit für meinen Drink. Vom Arzt verordnet. Ich gehe vor.«

»Hat der Arzt Ihnen auch das Rauchen verordnet?«, fragte Noah lächelnd.

»Sie sind verdammt direkt, mein Lieber. Verscherzen Sie es sich lieber nicht mit mir!«

»Den Arzt muss ich kennenlernen«, murmelte Noah, während er ihr folgte. Plötzlich blieb Hope stehen und sah ihn über die Schulter hinweg an. »Er ist tot«, sagte sie nur, drehte sich wieder um und stapfte vor ihm in Jacks Bar.

Noah war erst wenige Tage in der Stadt, als ihn die Suche nach einer Reinigung in den Nachbarort Fortuna führte. Eine schmale, gewundene Bergstraße brachte ihn zum Freeway, und Noah staunte, dass er es mit seinem alten Kombi überhaupt bis nach Virgin River geschafft hatte. Er hatte noch nicht einmal die halbe Strecke nach Fortuna zurückgelegt und schon seine erste Lektion über den dramatischen Unterschied zwischen dem Stadtleben im Hafen von Seattle und dem Leben in den Bergen erhalten.

Am Straßenrand entdeckte er ein regloses Tier, und da die Straße ein paar Meter weiter etwas breiter wurde, konnte er anhalten. Er stieg aus dem Wagen und ging zu dem verletzten Tier zurück. Als er nur noch wenige Meter entfernt war, stellte er fest, dass es sich um einen Hund

handelte, der vielleicht von einer Familie vermisst wurde. Er trat näher heran. Das Fell glänzte feucht vor Blut, und Hunderte von Fliegen umschwärmten die Wunden. Noah bemerkte eine schwache Regung. Er hockte sich neben das Tier, das ihn mit offenen Augen und hängender Zunge anschaute. Es atmete zwar noch, doch es schien mit dem Tod zu ringen. Der Zustand der armen Kreatur ging Noah zu Herzen.

In dem Moment kam ein alter Lieferwagen angefahren. Der Fahrer stellte seinen Wagen hinter Noahs Kombi ab. Noah hielt den Mann für einen Bauern oder Viehzüchter. Er trug Jeans, Stiefel, einen Cowboyhut und bewegte sich, als ob er unter Rückenschmerzen litt. »Haben Sie ein Problem?«, fragte der Mann.

Noah musterte ihn kurz. »Der Hund«, sagte er. »Vermutlich von einem Auto angefahren worden. Muss schon etwas her sein. Aber er lebt noch.«

Der Bauer kniete sich neben ihn und sah sich die Sache ebenfalls etwas genauer an. »Hm«, murmelte er, bevor er aufstand. »In Ordnung. Ich kümmere mich darum.«

Noah vertrieb die Fliegen und streichelte dem Hund über den Kopf. »Ruhig, jetzt wird dir geholfen.« Er kraulte den Hund immer noch im Nacken, als die Stiefel des Mannes in Noahs Gesichtsfeld zurückkehrten – zusammen mit einem Gewehrlauf, der auf die Brust des Hundes gerichtet war. »Treten Sie mal einen Schritt zurück, mein Lieber«, sagte der Mann.

»Hey!«, rief Noah und stieß den Gewehrlauf beiseite. »Was tun Sie da?«

»Ich will das arme Viech aus seiner misslichen Lage erlösen«, antwortete der Mann in einem Tonfall, der keinen Zweifel daran ließ, wie lächerlich er diese Frage fand. »Was würden Sie denn unternehmen?«

»Ihn zum Tierarzt bringen«, erklärte Noah, der sich inzwischen erhoben hatte. »Vielleicht kann man dem Hund noch helfen.«

»Mein Lieber, sehen Sie sich das Vieh doch mal an. Es ist völlig ausgemergelt. Der war schon halb tot, bevor er von einem Auto erwischt wurde. Es wäre nicht gut, wenn wir ihn sterbend zurückließen.« Er zielte erneut auf den Hund.

Noah stieß das Gewehr erneut weg. »Wo finde ich den nächsten Tierarzt?«, wollte er wissen. »Ich nehme den Hund mit. Falls der Tierarzt ihm nicht mehr helfen kann, kann er ihn einschläfern, ohne dass man ihn erschießen muss.«

Der Bauer kratzte sich am Kinn und schüttelte den Kopf. »Nathaniel Jensen ist gleich auf dieser Seite von Fortuna zu finden, doch er behandelt eigentlich nur große Tiere, obwohl er selbst zwei Hunde hat. Wenn er nicht helfen kann, dann kann er Ihnen vielleicht jemanden nennen, der es kann. Aber, mein Lieber, dieser Hund wird es nicht mehr bis zum Tierarzt schaffen.«

»Wie komme ich dahin?«, fragte Noah.

»Folgen Sie der Hauptstraße bis zur Ausfahrt 36, und da biegen Sie in die Waycliff Road ein. Dann sehen Sie schon ein Schild, das sie zu den Jensen-Ställen und der Tierklinik von Dr. Jensen führt. Es ist nur ein paar Minuten entfernt von hier die Straße runter.« Der Mann schüttelte immer noch den Kopf. »Es könnte in dreißig Sekunden erledigt sein.«

Noah ignorierte seinen Einwand und ging zu seinem Wagen, um die Beifahrertür zu öffnen. Dann kehrte er zu dem Hund zurück und hob ihn hoch. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er, dass es sich um eine Hündin handelte. Das bereits getrocknete Blut störte ihn nicht, allerdings schwirrten die Fliegen um die Wunde herum. Er war sich ziemlich sicher, dass er anschließend ein paar Maden auf seinem Hemd finden würde. Als er beinahe schon wieder an

seinem Wagen war, hörte er, dass der Viehzüchter ihm Glück wünschte.

»Ja«, grummelte Noah. »Danke.«

Dr. Nathaniel Jensen entpuppte sich als ein freundlicher Zeitgenosse. Er war ein wenig jünger als Noah und wesentlich hilfsbereiter als der Viehzüchter. Er sah sich die Hündin genauer an und sagte: »Das könnte Lucy sein. Ihr Besitzer war ein hiesiger Viehzüchter. Er kam vor ein paar Monaten oben im Norden in der Nähe von Redding bei einem Unfall ums Leben. Er und das Pferd, das er im Anhänger hatte. Man hat seine Border-Collie-Hündin nie gefunden. Vielleicht wurde sie aus dem Auto geschleudert und verletzt. Oder vielleicht hatte sie auch Angst und ist davongelaufen. Oh, Mann, falls das Lucy ist, wette ich, dass sie versucht hat, nach Hause zu kommen.«

»Gibt es noch eine Familie, die sich um sie kümmern könnte?«

»Das ist der Punkt - der alte Silas war Witwer. Er hatte eine Tochter, die einen Soldaten geheiratet hat und schon vor zwanzig Jahren weggezogen ist. Silas' Hof und die Ställe wurden sofort verkauft. Die verbliebenen Tiere - Pferde und Hunde - wurden ebenfalls verkauft oder woanders untergebracht. Ich glaube, die Tochter ist nicht einmal zum Verkauf hier heruntergekommen. Ich könnte ein paar Leute anrufen, um herauszufinden, ob jemand weiß, wo sie steckt. Aber das kann dauern, und der alten Lucy bleibt vielleicht nicht mehr so viel Zeit. Die Tochter hat keines der Tiere ihres Vaters aufgenommen. Und wir wissen nicht einmal sicher, ob das ...«

»Die alte Lucy?«, fragte Noah.

»So habe ich es nicht gemeint. Sie ist noch gar nicht so alt. Vielleicht drei oder vier Jahre. Silas hatte eine Menge Hofhunde. Hirtenhunde. Doch Lucy war sein Lieblingshund

und begleitete ihn überallhin. Sie ist in einem furchtbaren Zustand.«

»Können Sie ihr helfen?«

»Ich könnte ihr eine Spritze geben, ihre mutmaßliche Kopfverletzung behandeln, die Ursache der Blutung finden, Lucy sauber machen und nötigenfalls betäuben, ihr ein paar Antibiotika verpassen und sie im schlimmsten Fall einschläfern – aber das bedeutet größere Ausgaben, die Silas' einzige Tochter möglicherweise nicht übernehmen wird. Die Leute hier in der Gegend – Bauern und Viehzüchter – sind meistens nicht so sentimental, wenn es um ihre Hunde geht. Sie würden nie mehr ausgeben, als das Tier wert ist.«

»Ich fange langsam an, das zu begreifen«, erklärte Noah und holte sein Portemonnaie heraus. Dann nahm er die Kreditkarte und sagte: »Ich habe noch kein Telefon – ich bin gerade erst angekommen, und hier gibt es kein Handynet. Ich rufe entweder an, sobald es geht, oder komme kurz vorbei. Tun Sie bitte, was immer Sie für das Tier tun können.«

»Es wäre nichts Schlimmes dabei, sie einfach gehen zu lassen, Noah«, gab der Tierarzt sanft zu bedenken. »So geschunden, wie sie ist, wäre das die Lösung, die die meisten Menschen bevorzugen würden. Und selbst falls sie durchkommt, gibt es keine Garantie, dass aus ihr je wieder ein brauchbarer Hund wird.«

Noah streichelte die Hündin und dachte, von uns kann auch niemand garantieren, brauchbar zu sein, aber wir versuchen es trotzdem. »Geben Sie ihr bitte etwas gegen die Schmerzen und schauen Sie mal, was man noch tun kann.«

»Sind Sie sicher?«, fragte Nathaniel noch einmal.

Noah lächelte. »Ja. Ich rufe Sie morgen Nachmittag an. Und danke.«

Am nächsten Tag erfuhr Noah, dass Lucy ein paar gebrochene Rippen, einige Platzwunden und Abschürfungen hatte. Sie war unterernährt und von Würmern befallen. Außerdem litt sie unter Krämpfen und an einer ernst zu nehmenden Infektion. Dr. Jensen war der Meinung, sie könne sich möglicherweise wieder erholen, doch ihr Allgemeinzustand war sehr schlecht. Der Tierarzt bestand darauf, dass sie kastriert werden müsse, sollte sie jemals wieder zu Kräften kommen. Noah ließ sich darauf ein und gab Nathaniel Jensen die Telefonnummer der benachbarten Bar; für den Fall, dass etwas sein sollte. Wie sich herausstellte, kannte Dr. Jensen den Barbesitzer Jack.

Noah entdeckte recht bald, dass die Kommunikationszentrale von Virgin River sich gleich neben der Kirche in Jacks Bar befand. Jack war ein sehr netter Mensch, der jeden zu kennen und alles zu wissen schien. Er fragte Noah kurz über seine Herkunft und Ausbildung aus und wollte wissen, welche Pläne er mit der Kirche habe. Kurz darauf wusste die ganze Stadt Bescheid. Noah war auf derbe Witze und lockere Sprüche auf Kosten des Pastors, der sich eine Kirche bei eBay ersteigert hatte, gefasst, und er wurde nicht enttäuscht. Dennoch schien es, als ob die Bewohner der Stadt erleichtert auf die Nachricht reagierten, dass er, der von seiner Arbeit auf Fischerbooten und in den Hafendocks vernarbte Hände hatte und der eigentlich eher aussah wie ein arbeitsloser Holzfäller, ein echter ordinierter Pfarrer war. Immerhin wiesen ihn diese Narben als jemanden aus, dem harte körperliche Arbeit nicht unbekannt war.

Noah erklärte ihnen, dass das Gebäude offiziell der Kirche gehörte, aber von einer Gruppe Kirchenältester verwaltet würde, sobald es in Betrieb genommen werden konnte und sich eine Gemeinde gebildet hatte. Irgendwann würde der Besitz der Gemeinde übertragen, die im Laufe der Zeit

hoffentlich wachsen und gedeihen und Gelder für den Erhalt des Gebäudes sammeln würde. Seine Pläne? »Wie wäre es denn für den Anfang erst mal mit einem netten Ort, wo sich die Leute versammeln und sich gegenseitig unterstützen und gemeinsam beten könnten?«, hatte Noah geantwortet. »Keine Wiedererweckungsrituale oder Tieropfer, bis wir uns besser kennen.« Und dann hatte er breit grinsend in die Runde geschaut.

Noah schätzte es sehr, dass Jack sich nicht nur um seinen guten Ruf kümmerte, sondern sich nach kurzer Zeit auch schon als Freund entpuppte. Noah ging täglich zu Jacks zum Kaffeetrinken. Dabei lernte er eine Menge Einheimischer kennen. Und Jacks Telefon diente inzwischen als direkte Hotline zum Tierarzt. »Noah, Nate hat angerufen«, richtete ihm Jack aus. »Diese Hündin hält immer noch durch. Es geht ihr besser.«

»Ist sie inzwischen schon mehr wert als mein Ford Kombi?«, fragte Noah.

Jack lachte. »Vermutlich war die Hündin schon mehr wert, als du sie von der Straße gekratzt hast. Ich kenne deinen Kombi, Noah.«

»Wie witzig«, entgegnete Noah. »Mein Auto bringt mich überallhin. Jedenfalls meistens.«

Jacks Freund und Koch, den alle Preacher nannten, bot Noah an, die drahtlose Satelliten-Internet-Verbindung der Bar zu nutzen, um mit dem Laptop E-Mails zu checken und ab und zu etwas im Netz zu recherchieren. Er warnte Noah aber auch eindringlich vor Geschäften mit Hope McCrea.

Wenn Noah nicht gerade damit beschäftigt war, die Kirche auf Vordermann zu bringen oder sich mit der Stadt vertraut zu machen, besuchte er Lucy in Jensens Tierklinik. Da es warm war, hielt Nate sie in einem leeren Stall, wo Noah meist eine Stunde oder so damit verbrachte, neben ihr zu knien, um mit ihr zu reden und sie zu streicheln. Es hatte

ungefähr eine Woche gedauert, bis ersichtlich wurde, dass sie durchkommen würde. Nach zehn Tagen ging sie, wenn auch nur sehr langsam, schon wieder herum. »Zeigen Sie mir bloß nicht die Rechnung«, bat Noah Dr. Jensen während einer seiner zahlreichen Besuche. »Ich möchte ungern vor Ihnen in Tränen ausbrechen.«

Es gab kein Pfarrhaus, das Noah sein Zuhause hätte nennen können, aber er fühlte sich wohl in seinem Wohnwagen und hatte außerdem noch den alten Ford, um in den Bergen herumzufahren. Er klopfte an ein paar Türen und ließ die Leute wissen, dass er neu in der Stadt war und vorhatte, die Kirche wieder aufzubauen. Er hatte gehofft, dass sich ein paar Freiwillige melden würden, um ihn bei den Aufräumarbeiten zu unterstützen, doch weil er niemanden darum bitten mochte, hatte bis jetzt auch noch niemand seine Hilfe angeboten. Die Leute schienen extrem freundlich zu sein, dennoch vermutete Noah, dass sie sich noch etwas zurückhielten, bis sie wussten, mit welcher Art von Pastor sie es in seinem Fall zu tun hatten. Gut möglich, dass er ihren Vorstellungen überhaupt nicht entsprach, aber das würde sich erst mit der Zeit erweisen.

Noah hatte so viele Kuchen und Kekse geschenkt bekommen, dass es gereicht hätte, um einen Kuchenbasar zu veranstalten. Die Frauen der Stadt hatten ihm Süßes gebracht, um ihn in der Gegend willkommen zu heißen. Obwohl Noah sich eigentlich erschreckend viel aus süßen Sachen machte, wurde er dieser üppigen Süßspeisen trotzdem so langsam überdrüssig. Deshalb schoss ihm der Gedanke an einen Kuchenbasar durch den Kopf.

Noah besuchte auch das nächstgelegene Krankenhaus – das Valley Hospital. Er sprach mit Patienten und trauernden Hinterbliebenen. Sein Job war zwar das Predigen, aber seine wahre Berufung lag darin, Trost zu spenden.

Da es bislang noch keinen offiziellen Krankenseelsorger gab und man nur in Notfällen den örtlichen Geistlichen hinzurief, erkundigte sich Noah einfach bei einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin der Klinik, welcher Patient eventuell einen freundlichen Besuch gebrauchen konnte. Die Frau musterte ihn skeptisch von Kopf bis Fuß. Noah trug seine üblichen Jeans, Stiefel und ein Flanellhemd ... und ein T-Shirt ohne Löcher. Er hatte nichtsdestotrotz den Eindruck, dass die Mitarbeiterin ihn ohne die Bibel, die er in der Hand hielt, ernsthaft infrage gestellt hätte. Offensichtlich musste sich ein Pfarrer erst ein wenig herausputzen, bevor er Krankenbesuche machen durfte.

Noahs erster Patient war ein älterer Mann, ein echter Griesgram, der schon beim Anblick der Bibel sagte: »Ich bin nicht in Stimmung.«

Noah lachte. »Die Bibel passte leider nicht in meine Hosentasche. Erzählen Sie mir doch einfach, worauf Sie Lust haben. Möchten Sie reden, Witze erzählen, Fernsehen gucken?«

»Wo kommen Sie her, mein Junge?«, wollte der alte Mann wissen.

»Ich bin ursprünglich aus Ohio, aber ich wohnte zuletzt in ...«

»Nein! Ich meine, welcher Religion Sie angehören.«

»Oh. Ich bin Presbyterianer.«

»Ich bin seit fünfzig Jahren in keiner Kirche mehr gewesen. Vielleicht sogar noch länger nicht.«

»Was Sie nicht sagen«, erwiderte Noah trocken.

»Doch als ich das letzte Mal dort war, war es mit Sicherheit keine presbyterianische!«

»Aha.«

»Ich bin Katholik!«

»Im Ernst?«, fragte Noah. »Nun, dann lassen Sie uns mal sehen.« Er griff in die Hosentasche und fischte einen Rosenkranz heraus. »Können Sie damit etwas anfangen?«

»Was zum Henker macht ein presbyterianischer Pastor denn mit so was? Benutzen Sie die jetzt etwa auch?«

»Nein, wir bleiben schön bei unseren Leisten, aber ich bin ein ziemlich guter Mehrzweckgeistlicher. Wollen Sie den Rosenkranz haben?«

»Ich würde ihn nicht benutzen«, entgegnete der alte Mann misstrauisch. »Sie können ihn zwar hierlassen, allerdings werde ich ihn ganz bestimmt nicht benutzen.«

»Klar«, erwiderte Noah. »Also, was schauen Sie sich da gerade im Fernsehen an?«

»Die *Andy-Griffith-Show*«, antwortete er.

»Ach nein! Ich liebe diese Sendung. Haben Sie die Folge gesehen, in der Barney dieses Motorrad mit Beiwagen fuhr?« Noah blieb nicht länger an der Tür stehen. Er betrat das Krankenzimmer und rückte sich einen Stuhl ans Bett des alten Mannes, wobei er ihm den Rosenkranz in die gichtigen Hände drückte.

»Ja, hab ich. Kennen Sie die, in der er sich selbst in die Zelle gesperrt hat?«

»Macht er das nicht alle paar Wochen?«, fragte Noah grinsend. »Wie sieht es mit der Folge aus, in der Tante Bea sich aus Versehen betrunken hatte? Haben Sie die auch gesehen?«

»Otis, der stadtbekannte Alkoholiker – das ist ein Typ nach meinem Geschmack«, sagte der alte Mann.

Es dauerte zwar eine Zeit, doch dann erfuhr Noah, dass der alte Mann Salvatore Salentino hieß und von allen nur Sal genannt wurde. Sie unterhielten sich noch ein bisschen über ihre Lieblingssendung, bis Sal zur Toilette musste und Hilfe brauchte. Danach sprachen sie über seinen alten Kombi, den er wahnsinnig vermisste, seit man ihn ins Pflegeheim

gebracht hatte. Als Nächstes erzählte Sal von seiner erwachsenen Tochter, die aus den Bergen weggezogen war und nur selten zu Besuch kam, was ihn direkt zu seiner Abneigung gegen Computer brachte. Und zum Schluss fragte er Noah, ob er bald wiederkommen würde, da man ihn in den nächsten Tagen wieder ins Pflegeheim entlassen würde.

»Wenn Sie mögen, kann ich gerne noch einmal vorbeikommen, Sal«, antwortete Noah.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht«, meinte der alte Mann. »Aber denken Sie bloß nicht, Sie könnten einen verdammten Presbyterianer aus mir machen!«

Noah lächelte. »Lieber Himmel, nein. Ich habe einfach nur schon lange niemanden mehr getroffen, mit dem ich Fernsehen gucken konnte.«

An der alten Kirche war nicht viel zu retten. Die Kirchenbänke waren entfernt, die Einrichtung der Kirchenküche herausgerissen worden, Kanzel und Altar und Taufbecken verschwunden. Es war nichts mehr da – man hatte alles verkauft, bevor die Kirche geschlossen worden war. Immerhin gab es wenigstens noch dieses unglaubliche Kirchenfenster, ein faszinierendes, wertvolles Kunstwerk.

Am Anfang seiner Aufräumarbeiten hatte Noah sich gleich als Erstes eine Leiter von Jack ausgeliehen und die Sperrholzplatte vor dem Fenster entfernt. Das Tageslicht enthüllte ein weitaus größeres und schöneres Kirchenfenster, als er gedacht hatte. Wie konnte sich eine arme Gemeinde so etwas leisten? Außerdem überraschte es Noah, dass dieses Fenster weder entfernt noch verkauft oder zu einer anderen Kirche gebracht worden war. Wann immer er zu diesem Fenster hinaufschaute, wusste er, dass es richtig war, was er tat, und dass er hierher gehörte. Die Fenstermalerei zeigte einen zugänglich wirkenden, weiß

gekleideten Jesus mit ausgebreiteten Armen. Auf Jesus Schulter saß eine Taube, und zu seinen Füßen lagen ein Lamm, ein Hase und ein Rehkitz. Wenn die Sonne unterging, fielen ihre Strahlen direkt durch die Augen von Jesus Christus und bildeten im Inneren der Kirche einen Pfad aus Licht, auf dem die Staubpartikel tanzten. Noah hatte zwar keinen Betstuhl, auf dem er niederknien konnte, doch er stand vor diesem Bild und betete das schönste Gebet, das er kannte. Es war ein Gebet von Franz von Assisi. *O Herr, mache mich zum Werkzeug deines Friedens ...*

In Noahs dritter Woche in Virgin River wurde Lucy in seine Obhut entlassen. Dr. Nathaniel Jensen überreichte ihm die Rechnung für die Behandlung. Noah faltete sie zusammen und steckte sie in die Tasche seiner Levis. Er wollte sie sich erst ansehen, wenn er Lucy nach Hause gebracht hatte. Als er dort angekommen auf die Abrechnung blickte, fasste er sich ans Herz. »Zum Glück habe ich dich heil heimgebracht«, sagte er zur Hündin. Lucy leckte ihm die Hand. »Erinnere mich daran, dass ich zukünftig immer gut auf die Straße achte, wenn wir gemeinsam in den Bergen unterwegs sind.«

Lucy war immer noch weit davon entfernt, ein verspielter junger Hund zu sein - sie musste weiterhin mit einer speziellen Ernährung, Vitaminen und Antibiotika aufgepäppelt werden. Die schwarz-weiße Border-Collie-Hündin, die vermutlich noch ein wenig von einer anderen Hunderasse im Blut hatte, hatte schöne große braune Augen, die herzergreifend traurig in die Welt gucken konnten. Noah kaufte ihr ein weiches Hundekörbchen, das er zwischen Wohnwagen und Kirchenbüro hin und her trug, um es ihrem schmerzenden Körper überall so angenehm wie möglich zu machen. Preacher hatte sich einverstanden erklärt, ihr zwei Mal am Tag eine spezielle Hühnchen-Reis-

Mahlzeit zuzubereiten, weil Noah in seinem Wohnwagen in Hinsicht aufs Kochen sehr eingeschränkt war. Lucy schaffte zwar die drei Treppenstufen zur Veranda vor der Bar, wo sie viele ihrer Mahlzeiten einnahm, aber sie hatte schreckliche Mühe, die Stufen zum Kirchenbüro hochzukommen. Normalerweise endete es damit, dass Noah sie hinauftrug.

Da die Unterstützung beim Aufbau der Kirche bislang ausblieb, Noah sich um die Hündin kümmern musste und gleichzeitig nur langsam mit den Aufräumarbeiten vorankam, blieb ihm nichts anderes übrig, als zuzugeben, dass er Hilfe brauchte. Also gab er, sobald die Telefonleitung stand, eine entsprechende Anzeige in der Zeitung auf. *Assistent/in für Pastorat gesucht*. Daraufhin erhielt er wesentlich mehr Anrufe, als er erwartet hatte. Doch sobald er die Fragen nach Arbeitsstunden und Gehalt beantwortet hatte, sagten die meisten Anrufer, dass sie sich wieder bei ihm melden würden. Die Anforderungen waren außergewöhnlich – Aufräumarbeiten und das Streichen der Wände gehörten ebenso dazu wie die übliche Büroorganisation –, was den meisten Bewerbern vermutlich zu viel Arbeit war, wie Noah vermutete. Er verabredete sich mit drei Frauen, die sich nicht die Mühe gemacht hatten, nach den Einzelheiten zu fragen. Mit Lucy, die neben dem alten Schreibtisch, den er gefunden hatte, in ihrem Körbchen saß, bereitete er sich auf das Bewerbungsgespräch mit der ersten Kandidatin vor.

Sie hieß Selma Hatchet und war eine korpulente Frau um die sechzig, die sich beim Gehen auf einen Stock stützte. »Sind Sie der Pastor?«, fragte sie.

»Ja«, sagte er und erhob sich. »Es freut mich, Sie kennenzulernen. Nehmen Sie bitte Platz.« Er deutete auf den Stuhl vor seinem Tisch. Nachdem sie sich schließlich gegenübermaßen, erfuhr Noah, dass die Frau ihre Kinder und die Kinder ihrer berufstätigen Tochter großgezogen und sich

in den letzten zwanzig Jahren bereits an einer Vielzahl ehrenamtlicher Projekte der presbyterianischen Kirche beteiligt hatte.

»Mrs Hatchet, die Stelle beinhaltet zwar die üblichen Sekretariatsarbeiten, aber im Augenblick ist sie auch mit harter körperlicher Arbeit verbunden. Ich brauche nicht nur Hilfe im Büro und in der Bibliothek, sondern auch beim Renovieren, Wände streichen, Spachteln und vermutlich auch beim Schleppen schwerer Gegenstände. Es entspricht vielleicht nicht so ganz den Aufgaben, die Sie suchen.«

Sie erstarrte und hob das Kinn. »Ich möchte Gottes Aufgaben erfüllen«, sagte sie schmallippig. »Ich bin bereit, die Bürden zu tragen, die unser Herr mir auferlegt.«

Noah fragte sich kurz, ob Mrs Hatchet glaubte, dass er eine Berufsunfallversicherung für sie abschließen würde, für den Fall, dass sie sich den Rücken verrenken oder von der Leiter stürzen würde. »Nun, das ist sehr bewundernswert, doch in diesem Fall wird die Arbeit des Herrn schmutzig und anstrengend, und unsere Gebete werden sich vermutlich einzig um Arnikasalbe oder Franzbranntwein drehen.«

Er brachte sie zur Tür und versprach, mit ihr in Kontakt zu bleiben.

Die nächste Interessentin schien körperlich besser für die harte Arbeit geeignet, und sie war mehr als willig, sich darauf einzulassen, egal wie schmutzig und schwer es werden würde. Rachael Nagel war ungefähr Mitte vierzig, Frau eines Viehzüchters und hatte bereits viele schwere Arbeiten in ihrem Leben verrichtet. Allerdings war sie Noah ein wenig unheimlich. Ihr verbissener Blick sprach Bände. Ihr Missfallen stand ihr ins Gesicht geschrieben, als sie damit anfang, ihn auszufragen, bevor er auch nur ein Wort sagen konnte. »Sie gehören aber nicht zu diesen liberalen Pfarrern, oder?«

Liberal war Noahs zweiter Vorname. Noahs Vater war derjenige, der für Feuer, Schwefel, Hölle und Verdammnis zuständig gewesen war und möglicherweise auch Grund dafür, dass Noah nun das absolute Gegenteil darstellte. »Hm, manche Menschen bezeichnen mich schon als liberal. Andere halten mich eher für konservativ. Sagen Sie, Mrs Nagel, spielen Sie zufällig Klavier oder Orgel?«

»Bei der vielen Arbeit auf dem Hof hatte ich für solche Mätzchen keine Zeit, aber ich habe sieben Kinder mit strenger Hand aufgezogen. Und ich kann Ihnen versichern, dass ich dafür sorgen würde, dass die Kirchendoktrin den Buchstaben der Bibel folgt.«

»Was für eine wunderbare Gabe«, meinte Noah. »Ich melde mich bei Ihnen.«

»Sie sollten so einen Hund übrigens nicht in der Kirche halten«, wies sie ihn zurecht. »Das macht nur Probleme.«

»Und wo soll ich die Hündin Ihrer Meinung nach lassen?«

»Da Sie kein großes Grundstück haben, könnten Sie sich einen Hundezwinger besorgen oder das Tier draußen an einem Baum anketten.«

In jenem Moment wusste Noah, dass Mrs Nagel nicht die Richtige war.

Seine dritte Bewerberin hieß Ellie Baldwin. Noah saß hinter seinem Schreibtisch, als sie sein marodes Büro betrat. Er brauchte einen Augenblick, bis er sich erhob, um sie zu begrüßen. Sie wirkte sehr jung und war, wenn es hochkam, höchstens Anfang zwanzig. Und groß - fast einen Meter achtzig - ohne Haare und Schuhe mit eingerechnet. Diese Eins achtzig bestanden größtenteils aus Beinen, die unter einem kurzen Rüschenrock herausragten und in hochhackigen Sandaletten endeten. Die Frau hatte ihre üppige Haarpracht toupiert. Ihre kupferroten, von goldenen Strähnen durchzogenen Locken reichten ihr bis fast zum Po. Ihr gelber Pulli saß nicht nur hauteng an ihrem Körper und

enthüllte mehr, als er verbarg, sondern aus dem weit ausgeschnittenen Ausschnitt blitzte auch noch ein pinkfarbener BH-Träger hervor ... absichtlich. Dieser Look war schon seit einiger Zeit in Mode - Push-up-BHs, deren Träger wie zufällig irgendwo hervorblitzten. Noah konnte nicht leugnen, dass es ein netter Anblick war, aber in der Kirche sah er diesen unpassenden Aufzug höchst selten.

Die Frau hielt eine zerknitterte Zeitung in der Hand. »Ich suche Pfarrer Kincaid«, sagte sie.

»Ich bin Noah Kincaid. Was führt Sie zu mir?«

»Sie sind ...?«

»Der Pfarrer. Und Sie müssen Mrs Baldwin sein.«

Ihre Augen waren mit schwarzem Eyeliner und dunkler Wimperntusche geschminkt. Auf den Wangen leuchtete dick aufgetragenes Rouge, und ihre Lippen glänzten knallrot. Mrs Baldwin hatte ihre langen Fingernägel blau glitzernd lackiert, und ein Blick ans Ende ihrer langen Beine bestätigte, dass sie ihre Fußnägel in demselben blauen Glitzerton bemalt hatte. Sie lächelte Noah an. Dann drehte sie sich abrupt um, um unauffällig ihr Kaugummi aus dem Mund zu nehmen. Er hatte keine Ahnung, wohin sie es verschwinden ließ. Doch ihr Lächeln brannte sich ihm sofort ins Gedächtnis - es war wundervoll. Voller Hoffnung. Aber was hatte sie sich bloß dabei gedacht, in diesem Tingeltangel-Aufzug zu einem Vorstellungsgespräch in der Kirche einer kleinen Stadt zu gehen? Mit einem innerlichen Seufzer dachte er, o mein Jesus, warum immer ich?

Noah hielt ihr die Hand hin und hoffte, dass sie ihr Kaugummi nicht in der Hand verbarg. »Wie geht es Ihnen?«

»Danke. Gut«, antwortete sie. »Haben Sie den Job schon vergeben?«

»Es gibt ein paar vielversprechende Bewerber. Aber reden wir erst einmal über die Stelle«, schlug er vor. Er hatte ein schlechtes Gewissen - weil ein alleinstehender,